

Hans Hunfeld

Zeit der
fünften Männer

Kastner

© verlagshaus kastner, Wolnzach 2015

Grafik (Titelseite): Margitta Meisel, 1996
Gesetzt aus der Berkeley Oldstyle

Gesamtherstellung: KASTNER AG – das medienhaus
Schloßhof 2–6 | 85283 Wolnzach | www.kastner.de

ISBN 978-3-945296-31-8

Printed in Germany

Eigentlich nur für Bina.
Jetzt aber auch für Theo.

1.

Robert Erdmann, ein pensionierter Jurist, geschieden, Vater von drei erwachsenen Kindern, in Südtirol geboren, aber in Deutschland aufgewachsen, mischte sich ein in die Vorgänge auf einer kleinen Nordseeinsel. Ihm wurde deshalb die Kehle durchgeschnitten.

Gefunden wurde, viel später an der Wattseite der Insel, ungefähr fünfzehn Meter entfernt von den Gleisen der Inselbahn, eine Tonne, verschlossen, grün gestrichen und angebeult. Ein Tourist sah sie vom Zugfenster aus auf der Rückfahrt zum Schiff und dachte sich erst nichts.

Am Anleger aber, wo die Waggon die Masse der Touristen ausspie, überlegte sich dieser Mann, ein Bayer aus dem Voralpenland, es plötzlich anders, wandte sich ab von Bahn und Schiff und ging, eine einsame Gestalt vor hohem Himmel, über den Wolken gemächlich hinzogen, die Gleise zurück auf das Dorf zu, versuchte dabei, sich dem Rhythmus der rostigen Schwellen der Schmalspurschienen anzupassen.

Er sah die Tonne wieder, musste, da die Flut sich anmeldete, zweimal durch größere Pfützen Brackwasser in der dunstigen Marschwiese waten und wurde dabei von wütenden Vögeln attackiert, die ihre Nester verteidigten.

Sie fliegen ja wie Sturzbomber, sagte er laut, rollte die Tonne, sie war leicht und zu seiner Enttäuschung offensichtlich leer, mit dem rechten Fuß hin und her. Er versuchte gar nicht erst, sie zu öffnen, gab ihr einen Tritt, dass sie in einen Marschbusch (er kannte sich nicht aus mit der Inselvegetation an der Wattseite) rollte und so etwas aus dem Blickfeld von zukünftigen Reisenden kam.

Er stand da eine Weile und wusste nicht mehr, was ihn bewegt hatte, spontan das Schiff zu verpassen. Er ging zurück zu den Schienen, rief dabei den schreienden und weiter angreifenden Vögeln Beruhigendes zu, das sie aber nicht akzeptierten.

Zwei und eine halbe Stunde wartete er bei schönstem Urlaubswetter auf einer Bohle sitzend auf das nächste Schiff und machte sich dabei nur etwas Sorgen um sein Auto, das er in einer Seitenstraße am Hafen nicht so geparkt hatte, wie er es hätte tun sollen, drei Tage vorher.

2.

Als Robert auf die Fähre stieg, nahm er, mit aller Festigkeit seines Willens, Abschied von vierfachem Leben: Von Südtirol, von seiner Ehe, vom Beruf und, vor allem, vom geliebten Enkel. Er stand wartend im Heck. Als die Leinen losgeworfen wurden, sah er zu, regungslos im Zittern des Schiffes, wie das aufgewirbelte Wasser Streifen um Streifen zwischen Kaimauer und Bordwand legte und ihn so – sanft, aber kraftvoll – vom Land trennte.

Die Pricken, die links und rechts in Richtung Land zurückeilten, gaben auf, als das Schiff, ungerührt von ihrer zunehmenden Hast, Fahrt aufnahm. Schon glitt die Fähre zwar noch nicht über freie See, aber doch bereits über die graue Breite des Wattenmeeres. Es war glatte See, die Insel ein helles Band zwischen Wasser und Wolken.

Robert nahm Abschied. Aber sterben wollte er nicht. Als das Schiff an der gelben Tonne in weit geschwungener Kurve direkten Kurs auf den Inselhafen nahm, ging Robert langsam zum Bug und sah zu, wie Dünen und Häuser, Leuchtturm und Kirche sich zurück fanden in die Postkarte, die ihn, von einem Freund im Winter zugeschickt, überhaupt erst angelockt hatte.

Alles war seitdem pedantisch vorbereitet worden. Selbst die Hütte des Vogelschutzgebietes war vom jungen Wärter, mühsam genug, für lange Zeit gemietet.

Robert war ganz bei sich. Als das Schiff sich am Inselkai entleert hatte, ging er, in der rechten Hand die Tasche (denn was brauchte er schon, der sich von allem trennte), unter den linken Arm die grüne Tonne des Jungen geklemmt, als letzter der Passagiere ruhig über den Steg an Land.

3.

War es schwer oder einfach, das Vogelschutzhäuschen zu beschreiben, in dem er jetzt schon über lange Zeit lebte. Das hing davon ab, wem man es beschreiben wollte. Und von der Jahreszeit. War es früher Morgen im Winter, war viel Schnee auf den Dünen, auf ihren runden Rücken vom harten Nordwest geschliffen und in ihren Tälern mit dem grauen Weiß gefüllt, dann duckte sich das Häuschen mehr als sonst. Wollte, so kam es ihm vor, niemanden hinein und Robert nicht nach draußen lassen. War es aber Sommerabend und, selten genug, der Himmel nicht verschliert, dann reckte sich das Häuschen, um nach der untergehenden Sonne im Meer und nach dem aufgehenden Mond über dem Deich zu sehen.

Jedenfalls erzählte es Robert so seinem Enkel, dem einzigen Menschen außer Verena, dem er gelegentlich Briefe schrieb. Andere als die an Verena. Immer aber mit sorgfältig ausgesuchten Marken, kleinen Skizzen, mit Farbstiften kunterbunt auf unliniertes Papier geworfen, und die Worte und Sätze darum herumgeschrieben in Spiralen, Schlangen und Kreisen.

Wenn du von Norden kommst über den Deichübergang beim Inselheim der Schule aus dem Ruhrgebiet, dann siehst du, wenn du von oben nach Süden guckst, das Dach, flach, mit Moos

bedeckt. Nur das Dach. Denn ein kleiner Wall umschließt das Häuschen; der ist ganz von hohem dünnem Gras bewachsen und gibt dem Fenster keine Chance, über die sumpfigen Wiesen zu blicken. Es sieht nur ein Stück Himmel, den Wall und das Gras.

Im Frühjahr ist der alte Wall jedes Mal jung; im Sommer wird er gelb in der Hitze, ab und an streichelt ihn eine kleine Brise mitleidig. Dann legen sich die Haare der Halme sanft nach Lee. Und so trocknet er vor sich hin. Wenn es ganz heiß ist, sieht das Fenster, wenn es Glück hat, ganz selten ein oder zwei Schlangen, regungslos und schuppig. Sie sonnen sich und kümmern sich sonst nicht, nur wenn sie Schritte hören sind sie im Nu weg, lautlos.

Im Winter ist der Wall, wie es sich gehört, weiß. Der Wind stäubt den Schnee, wirbelt damit ein bisschen herum und wirft Brocken davon an die Fenster, dass es pocht. Wie wenn einer an die Scheiben klopft, weil er ins Haus möchte. Mal leise und höflich, mal laut und hart und fordernd. Dann will er unbedingt rein. Aber ich lasse ihn nicht und lege Balken vor Tür und Fenster. Ich habe nichts gegen ihn, er ist sommers und winters mein Freund, nur rein darf er nicht, wenn er so tobt im Herbst und Winter.

Ich habe einen Bullerofen; der wird gefeuert mit Strandholz, das von weither kommt, eigensinnig

ist und bei Sturm von Schiffen abspringt, weil es frei sein und selber schwimmen will. Und dann an Land gespült wird. Du musst bald kommen. Dann gehen wir beide den Strand entlang bei abflauendem Wind und sammeln. Und wenn du dein Ohr an das Holz legst, erzählt es dir, wo es herkommt. Natürlich macht das nicht jedes Holz, was da liegt, nach dem Sturm. Manche Hölzer sind redseliger als andere, manche ganz stumm. Strandhölzer sind verschieden wie die Menschen, aber wenn sie schön trocken sind, freut sich mein Ofen darüber so sehr, dass er ganz rot wird.

Und Vögel kann ich dir zeigen. Viele Vögel. Solche, die du schon kennst und welche, die du noch nie gesehen hast. Wie die fliegen, wie die reden, was sie erzählen, woher sie kommen und wohin sie gehen und warum einige bleiben, auch im Winter. Ich wusste nichts von ihnen, als ich kam, sie haben mich ausgelacht und angeschrien und mir auf den Kopf geschissen, wirklich. Aber jetzt höre ich ihnen zu, sitze still und verstehe immer besser, was sie einander und mir zu sagen haben. Früh am Morgen, spät abends und nachts. Viele Geschichten weiß ich von ihnen, Martin, und wenn du endlich kommst, erzähle ich sie dir alle der Reihe nach, wie ich sie von den Vögeln gehört habe, wenn du willst.

So schrieb Robert. Aber kein Postfahrrad brachte seine Briefe an die Bahnstation, kein Schiff trans-

portierte sie zusammen mit Touristenmengen aufs Festland; sie wurden verschlossen und mit Marken beklebt und gestapelt. So warteten sie, wussten nicht worauf, auf dem fleckigen Fensterbrett, und der Briefstapel wuchs so sehr langsam über lange Zeit.

Denn es war schwer, das Häuschen zu beschreiben, von den Vögeln und vom Strandholz zu erzählen, wenn man mit einem fünfjährigen Jungen spricht, der noch gar nicht Erwachsenenschrift oder überhaupt Schrift lesen kann und im Übrigen keine genaue Adresse hat. Er hat seine kurze Zeit am Ufer des Flusses gewartet und dann kam der Fährmann und hat ihn mitgenommen über den Fluss, freundlich und zutraulich und hilfreich wie ein Fährmann sein soll. Erfahren und umsichtig und mit viel Verständnis und gutem Dank für den Pfennig, den der Junge auf der Zunge trägt. Aber wohin er den Jungen übergesetzt hat, weiß Robert ja nicht und auch niemand anders von all denen, die am diesseitigen Flussufer so hin und her gehen.